

Herbstreise 1944

Ein Missgeschick in 3 Akten

Neue Arbeiterpresse Nr. 404 4. Januar 1985

Wir veröffentlichen hier den zweiten Teil einer neuen Geschichte von Kurt Piehl über seine Erlebnisse als jugendlicher Edelweißpirat.

Kurt Piehl ist im Dortmunder Norden aufgewachsen und schloss sich als 14-jähriger den Edelweißpiraten an, in Dortmund auch „Latscher“ genannt. Dies waren Gruppen von Arbeiterjugendlichen in verschiedenen Großstädten, die sich gegen die Hitlerjugend zur Wehr setzten und in den letzten Jahren des Zweiten Weltkriegs gegen die Nazis Widerstand leisteten. Bis heute werden sie als „kriminelle Banden“ in den Akten der Justiz geführt.

Kurt Piehl ist dem Tod durch die Gestapo bei Kriegsende nur knapp entronnen. Nach dem Krieg arbeitete er als Eisenflechter in einer Baufirma in der Nähe von Dortmund, wurde Betriebsratsvorsitzender und Ortsvorsitzender IG Bau-Steine-Erden in Bergkamen-Oberaden. Seit der Pleite der Baufirma 1982 ist er arbeitslos.

II. Akt: Im Knast

Sie brachten uns zur nächsten Polizeiwache. Sie, das waren zwei freundliche Polizisten von etwa 45 Jahren. Der eine war untersetzt und dunkelhaarig, der andere groß, schlank und blondgrau meliert. Das sah man aber nur an den Schläfen, weil sie ihre Tschakos trugen.

Die Ursache unserer Verhaftung war ausgesprochen blöde Abgesehen davon, dass langhaarige Jungen mit Koffer immer verdächtig wirken, gab es keinen vernünftigen Grund, uns festzunehmen.

Wir waren aufgefallen, weil wir verbotenerweise bei Fliegeralarm auf der Straße waren. In Städten mit einschlägiger Bombenerfahrung kümmerte sich kein Mensch mehr um dieses Verbot. In Pforzheim war das anders. In dieser heilen Stadt nahm man sowas noch sehr genau. (Anmerkung: Als ich im Juni 1945 erneut in dieser Gegend war, hörte ich, dass Pforzheim in den letzten Kriegsmonaten zu 85% zerstört worden sei). Wir hatten den Polizisten erzählt, wir seien auf einer Urlaubsreise nach Freiburg. Und der Bombenangriff auf Karlsruhe habe uns zu dem Umweg über Pforzheim veranlasst. Das konnten sie nicht begreifen. Von Karlsruhe nach Freiburg fuhr man nicht über Pforzheim. Und ein Bahnhof, von dem keine Züge mehr abfuhren, weil da ein paar Bomben gefallen waren, den gab es nicht für diese biedereren Gesetzeshüter. Sie glaubten nämlich unerschütterlich an den Endsieg und den Fahrplan der Reichsbahn.

Dann wollten sie noch die Urlaubsbescheinigungen unserer Arbeitgeber sehen. Nur damit könnten wir beweisen, dass wir tatsächlich Urlaub hätten, sagten sie. Nun mochten solche Bescheinigungen in Pforzheim üblich sein, in Dortmund hatten wir noch nie davon gehört. Wir sagten das auch, aber natürlich glaubten sie uns nicht. Aber sonst waren sie ausgesprochen nette Polizisten.

Auf der Wache wurden wir auch freundlich empfangen und gründlich gefilzt. Als sie bei mir einen Dolch und bei Tönne einen Schlagring fanden, schüttelten sie befremdet die weisen Häupter. Sie sagten aber nichts dazu. Unsere Edelweißabzeichen erregten Verwunderung. Nicht, dass wir sie hatten, sondern weil wir sie unter dem Jackenaufschlag trugen. Das fanden die Herren unbegreiflich. Dann wurde uns alles abgenommen, sogar unsere Gürtel. Nur die Taschentücher durften wir behalten, aber die waren sowieso nicht mehr sauber.

Wie das auf Polizeiwachen üblich ist, landeten wir schließlich in einer Zelle.

„Jetzt ham se uns beide Öhr'ns (Ohren), Altmeister“, sagte Tönne, als wir uns auf der Holzpritsche niederließen. „Und das schon am dritten Tag“, erwiderte ich missmutig. „Wo ich am meisten Rochus (Wut) drauf hab, is' weil das nich durch unse Düssligkeit passiert is', sondern durch die, von diese Kleinstadtspitzel (Polizisten). Wenn wir das später mal erzähl'n, lachen uns unse' Kumpels glatt aus.“

Insgeheim hatten wir ja beide damit gerechnet, dass wir vielleicht mal gekascht (gefangen) würden; aber keineswegs so früh - und nicht unter so undramatischen Umständen. Für gestandene

Edelweisspiraten war das direkt unwürdig. Wir waren mehr beschämt, als unglücklich. Nach ungefähr einer Stunde wurde ich aus der Zelle geholt und zur Vernehmung gebracht. Tönne blieb zurück.: Der Beamte hinter dem Schreibtisch war wohl der Häuptling hier - Reviervorsteher oder sowas. Er war nämlich der einzige, der keinen Tschako, sondern eine Schirmmütze trug. Momentan lag das gute Stück vor ihm auf dem Schreibtisch.

„Birschle, Birschle“

Er tippte mit zwei Fingern auf einer Schreibmaschine herum. Ich stand ihm gegenüber - auf der anderen Seite des Schreibtisches. Rechts von mir war das Fenster zur Straße. Wegen des schönen Wetters waren beide Flügel weit geöffnet.

„Name?“ fragte der Polizist.

„Kurt Piehl“. - Hier gab es noch nicht mal Gitter vor den Fenstern. Sowas hatte ich in Dortmund noch nicht gesehen. Die schienen hier wirklich nicht ganz auf der Höhe zu sein.

„Geboren?“

"Jawoll."

Der Beamte grinste. „Wann de gebore bischt, will i wisse. Oder hebbe se die mit e jeele Riewel (gelbe Rübe-Möhre) vom Baam (Baum) runnerg'lockt?“

Ich grinste freundlich und ein bisschen arrogant.

„Das soll am 6. Januar '28 gewesen sein“, sagte ich dann frech. „Aber das weiß ich nur vom Hörensagen. Erinnern kann ich mich nich' mehr- beim besten Willen nich!“

Der Mann lachte dröhnend los.

„Birschle, Birschle (Bürschchen), du bischt mer ebbes..“

Mehr verstand ich nicht. Ich packte rechts und links an den Fensterrahmen, setzte ein Bein auf die Brüstung, zog mich hoch und sprang. Bis zum Straßenpflaster war es nur ein guter Meter. Ich wandte mich nach links und rannte los.

Hinter mir wütendes Gebrüll. Fünf oder sechs schreiende Polizisten verfolgten mich.

Die Straße stieg leicht an. Meine gürtellose Hose begann herunterzurutschen. Das hinderte mich an sportlichen Höchstleistungen.

Die Polizisten holten auf. Rechts von mir zweigte eine abschüssige Straße ab. Ich wäre fast daran vorbeigelaufen. Als ich rechtwinklig abbog, hätten sie mich beinahe erwischt. Sie waren schräg über die Fahrbahn gelaufen, um mir den Weg abzuschneiden.

Auf der abschüssigen Fahrbahn entwickelte ich dann eine höhere Geschwindigkeit. Meine leichten Schuhe waren für so ein Rennen besser geeignet, als schwere Polizeistiefel. Außerdem ging meinen Verfolgern die Puste aus. Sie waren ja nicht mehr ganz jung. Auf dieser Strecke konnte ich meinen knapp gewordenen Vorsprung wieder ausbauen.

Und dann begannen die Sirenen zu heulen - Entwarnung. Der Fliegeralarm hatte mehrere Stunden gedauert. Weiter unten, etwa 200 Meter entfernt, war ein Luftschutzbunker. Als ich auf 100 Meter herangekommen war, strömten die Leute aus den Bunkertüren ins Freie.

Ich rannte mit unverminderter Geschwindigkeit weiter; immer noch verfolgt von den inzwischen hechelnden Polizisten. Die ersten Leute wichen mir aus. Ein Mann jedoch, so ein kleiner, dicker mit Parteiabzeichen, stellte sich mir in den Weg- mit ausgebreiteten Armen.

„Nur über meine Leiche!“ rief er pathetisch.

Ausweichen konnte ich nicht. Ich prallte also mit voller Wucht gegen den Dicken. Er fiel auf das Pflaster und ich auf ihn drauf. Ehe ich mich befreien konnte, fasste mich ein Flaksoldat ins Genick und drückte mein Gesicht nach unten. Sekunden später waren meine Verfolger da. Zwei Mann verdrehten mir die Arme und führten mich ab. Weitere drei Mann deckten unseren Rückzug mit gezogener Pistole. Eine reelle Fluchtchance hätte ich sowieso nicht gehabt. Ich hatte aber wenigstens die versäumte Dramatik nachgeholt.

Fluchtversuch

Solange wir auf der Straße waren, taten sie mir noch nichts. Aber sobald wir den Hausflur betraten, schlugen sie wütend auf mich ein. Sie stießen mich in die Wachstube, wobei ich in einen gewaltigen Schwinger hineinlief. Der stammte vom Reviervorsteher, diesem netten, freundlichen Mann, den ich bei meiner missglückten Vernehmung so erheitert hatte. Ich stellte fest, dass selbst die freundlichsten Polizisten auf Fluchtversuche ziemlich unfreundlich reagieren. Der Reviervorsteher holte noch einmal aus, aber das hätte er sich sparen können. Ich hatte mich nach bewährter Methode einfach vornüber fallen lassen und rührte mich nicht. Zwar rissen sie mich noch zweimal hoch, aber ich fing mir nur noch zwei lauwarmer Ohrfeigen ein. Dann schleiften sie mich zurück in die Zelle. Die Brüder glaubten tatsächlich, sie hätten mich bewusstlos geschlagen. Dabei hatte ich mich nur so verhalten, wie Leute mit entsprechender Erfahrung das vernünftigerweise tun. Aber das konnten diese Kleinstadtgendarmen natürlich nicht wissen.

Ich flog in die Zelle hinein, und Tönne musste hinaus. Dann blieb ich bis zum nächsten Mittag allein. Abendessen, Frühstück, und Mittagessen fielen für mich aus. Das war wohl als Strafe für meinen Fluchtversuch gedacht. Allerdings war Hunger kein neuartiges Erlebnis für mich und konnte mich so schnell nicht fertigmachen.

Am Mittwoch, den 6. September 1944 wurden mein Kumpel und ich in das Pforzheimer Gerichtsgefängnis eingeliefert. Der Weg dahin war ein Ereignis, das wir beide sehr genossen. Jedenfalls haben wir später oft und gern davon erzählt. Unser Begleitpolizist war ein älterer und gar nicht freundlicher Beamter. Er knöpfte eigenhändig unsere immer noch gürtellosen Hosen auf. Damit diese nicht herunterrutschten, mussten wir sie mit einer Hand festhalten. Mit der jeweils freien Hand trugen wir gemeinsam unseren Koffer.

Der Polizist ging etwa fünf Meter hinter uns - die schussbereite Pistole in der Hand. Falls wir den Koffer absetzen würden, so drohte er, würde er sofort schießen. Desgleichen, falls wir versuchen sollten, unsere Hosen zuzuknöpfen. So schnell könnten wir gar nicht sein, um einen alten Fuchs wie ihn zu überrumpeln. Der Fußmarsch zum Gefängnis dauerte fast eine Dreiviertelstunde. Und jeder Schritt war ein Genuss. Immer, wenn uns Passanten begegneten, machten wir grimmige Gesichter. Wir wollten ja wenigstens so gefährlich aussehen, wie wir von unserem Bewacher eingeschätzt wurden.

Im Gefängnis wurden wir zuerst dem Hausvater vorgeführt, so nannte man die Asservatenverwalter. Dieser sah aus wie ein „Alter Fritz“ mit Hitlerbärtchen. Er war ein bärbeißiger Knabe, der seine schlechte Laune ungeniert an uns ausließ. Das haben Hausväter so an sich. Im Vergleich zu denen, die ich später noch kennenlernte, war dieser Pforzheimer Typ jedoch direkt ein Wohltäter der Gefangenen.

Nachdem unsere Habseligkeiten gezählt und katalogisiert waren, durften wir duschen. Vielleicht mussten wir auch - wir wurden nämlich nicht gefragt. Das war uns aber egal. Eine gründliche Reinigung war ebenso angenehm, wie notwendig. Dann ging es ab in die Zelle.

Das Pforzheimer Gerichtsgefängnis war ein relativ kleines Haus - so ein richtiger gemütlicher Familienknast. Es gab hier insgesamt 33 Zellen. Tönne kam in Zelle „1“ und ich in „33“. Und hier blieben wir auch für die Dauer von sechs langen und langweiligen Wochen. Während dieser Zeit sahen wir uns nur bei den täglichen Freistunden.

Freistunden haben nichts mit Freiheit zu tun - im Gegenteil. Morgens um neun Uhr wurden alle Zellen aufgeschlossen, und die Gefangenen mussten auf den Flur hinaustreten. Das ging in einer Art Count-down vor sich, denn es fing im Obergeschoss bei Zelle „33“ an. Dann gingen wir im Gänsemarsch die Treppe hinunter - ich immer vorneweg. Wenn die unteren Zellen alle geöffnet waren, bildete Tönne aus Zelle „1“ das Schlusslicht.

Danach wurden wir in einen Hof geführt, der teils vom Haus, teilweise aber auch von einer Mauer begrenzt war. Der Mittelteil des Hofes bestand aus einem kreisrunden Rasenstück, um das ein ebenso kreisrunder Weg herumführte. Auf dieser unteren Gefangenenlaufbahn drehten wir eine Stunde lang unsere Runden. Dabei wurden wir von zwei Maschores bewacht.

Sobald sich der Kreis geschlossen hatte, trabte ich direkt hinter Tönne her. Das war eine Gelegenheit, uns flüsternd zu unterhalten und uns gegenseitig Mut zuzusprechen. In der Regel ging das eine Viertelstunde gut. Danach spürte ich meistens eine harte Hand im Nacken und wurde

unsanft aus dem Kreis gezogen. Wenn Tönne dann auf der anderen Seite war, schob mich der jeweilige Maschores zwischen zwei fremde Gefangene. Dann war es mit der Unterhaltung vorbei. Stattdessen konnten wir uns gegenseitig ansehen.

Manchmal schimpften die Maschores auch und riefen: „Hier werde net geschwätzt“. Die tägliche Viertelstunde gönnten sie uns aber alle. Auch in diesem halbwegs humanen Gefängnis war der Aufenthalt eine eintönige und langweilige Sache - selbst für die alten Hasen, denen das angeblich nichts mehr ausmacht. Es gab aber noch besondere Erschwernisse. Unbestritten ist die erste Haft jeweils die schwerste. Wenn die Tür zum ersten mal zuschlägt, der Riegel vorgeschoben und der Schlüssel umgedreht wird, passiert es häufig, dass die Eingeschlossenen Tobsuchtsanfälle oder Schreikrämpfe kriegen. Ich bin davon immer verschont geblieben, habe es aber oft bei anderen miterlebt.

Eine andere Belastung sind die besonderen Bedingungen der Untersuchungshaft. Man sitzt zwar „drin“, weiß aber nicht, ob und wann man wieder herauskommt. Ein wesentlicher Unterschied zwischen Untersuchungs- und Strafgefangenen ist der Art des „Tagezählens“. Der U-Häftling zählt die Tage, die er bereits hinter sich hat; der Strafgefangene nur diejenigen, die ihn noch von der Freiheit trennen.

Es gab natürlich noch mehr Dinge, die mir hier nicht gefielen. Das Unangenehmste davon war der ständige Hunger. Bereits nach einer Woche sah ich aus wie eine aufgewärmte Leiche. Das konnte ich durch einen Blick in den justizeigenen Spiegel feststellen. Und der Hunger war daran nicht unschuldig.

Das Essen hier war gut und spärlich. Zum Frühstück gab es einen Brotkanten, der aus einem runden Laib geschnitten war. Das Brot war besser, als das von zuhause, aber viel zu knapp bemessen. Der Kanten wog allenfalls 90 bis 100 Gramm. Dazu wurde der reichsübliche Kaffee-Ersatz-Aufguss gereicht, ein Getränk, das weder Herz noch Kreislauf beeinflussen konnte.

Das Mittagessen bestand aus dreiviertel Liter Suppe. Die schmeckte gut genug um den Appetit anzuregen, war aber zu dünn um zu sättigen.

Zum Abendessen wurde wieder ein Brotkanten verabreicht, dazu etwa 10 Gramm Margarine und ein Stückchen Wurst von 40 oder 50 Gramm. Zweimal in der Woche gab es statt Wurst und Margarine einen halben Liter Suppe. Das waren dann besondere Gefangenenfesttage.

Wären die Rationen doppelt so groß gewesen, hätten sie trotzdem nicht gereicht. Die dreifache Menge hätte allerdings eine vernünftige Ernährung gewährleistet.

Zelle

Ich lebte in einer Zelle, die äußerst zweckmäßig eingerichtet war. Links neben der Tür befand sich die Toilette - ein hölzernes Gehäuse mit Klappdeckel. Der Kübel wurde vom Flur her eingeschoben und auch entleert. Das war angenehm und weniger unappetitlich, als in anderen Gefängnissen. An der linken Wand waren ein kleiner Tisch und eine Sitzbank befestigt. Beides konnte hochgeklappt werden. Dahinter, in der Ecke unter dem Fenster, hing ein kleiner Schrank. Darin wurden Essnapf und Löffel aufbewahrt. Auf der rechten Seite gab es nur das Bett. Das war tagsüber hochgeklappt und durch Kette und Vorhängeschloß gesichert.

Der Tagesablauf war denkbar einfach und begann mit dem morgendlichen Kübelentleeren. Das nahm ich aber nur akustisch wahr, sonst hatte ich nichts damit zu tun. Etwas später erfolgte die Frühstücksausgabe. Zu dieser Zeit musste ich mein Bett schon hochgeklappt haben. Der Maschores kam in die Zelle und kontrollierte, ob das Vorhängeschloß auch richtig eingerastet war. Das wurde hier sehr ernst genommen. Dann folgten Freistunde, Mittag- und Abendessen. Beim letzten „Schließen“ des Tages wurde das Bett wieder herunter gelassen. Die Zeit dazwischen, diese zähen, langlebigen Stunden, wurde mit Warten auf die nächste Mahlzeit und „Schaffe“ ausgefüllt. „Schaffe“ nannte man hier in Pforzheim jede Art von Arbeit.

Meine Hauptkontaktperson war der Hauptwachtmeister, ein großer schlanker Mittvierziger. Im Umgang mit den Gefangenen war er korrekt und zurückhaltend. Zwar war er nie direkt

unfreundlich, wurde aber nur selten etwas vertraulich. Im Umgang mit mir war das nur einmal der Fall. „Aus Esse' (Essen) bischt?“ fragte er mich eines Tages. Zu dieser Zeit lebte ich schon einige Wochen unter seiner Obhut.

Ich erklärte ihm, dass ich aus Dortmund sei, einer Stadt, die ebenfalls im Ruhrgebiet liege. Das schien ihm aber nichts zu sagen.

„Neinzeli (1919) un' zwanz'g (1920) bin i in Esse' g'wese'; damals, als de rode Briedersch (die roten Brüder) no' do wäre.“ Als er das sagte, zwinkerte er mir so konspirativ zu, dass ich tatsächlich glaubte, er habe zu den roten Brüdern gehört. Das war aber ein Irrtum. 1919, während der Spartakistenkämpfe und ein Jahr später bei dem Aufstand an der Ruhr (zur Zeit des Kapp-Putsches) waren vorwiegend süddeutsche Regimenter gegen die aufständischen Ruhrgebietsarbeiter eingesetzt worden. Das habe ich aber erst viel später erfahren.

Paket

Am Morgen nach unserer Einlieferung kam der Hauptwachtmeister mit einem eingeborenen Häftling in meine Zelle. Dieser stellte mir ein großes Paket auf den Tisch. Zwar glaubte ich nicht an ein Begrüßungsgeschenk, aber neugierig war ich trotzdem. Ich wurde unverzüglich, aufgeklärt. Das Paket enthielt das mir zugedachte Arbeitsmaterial, mit dem ich fleißig "schaffe" sollte - 2000 plattgefaltete Pappschachteln und genauso viele Etiketten mit der Aufschrift „Deutsches Einheitswaschpulver“. Meine Aufgabe war es, die Etiketten so um die Pappschachteln zu falten, dass die Ränder im nächsten Arbeitsgang zusammengeklebt werden konnten. Aber da hatte ich schon nichts mehr mit zu tun. Wenn ich mit der Falterei fertig war, brauchte ich die Schachteln nur wieder ins Paket packen und dieses verschnüren.

Die Tagesnorm wäre 2000 Stück, erklärte mir der Hauptwachtmeister Ich solle mich aber nicht gleich überschlagen. Im Anfang würde ich die Norm sowieso nicht schaffen, aber später ginge das dann wie „g'schmiert“. Dann könne ich alles nachholen.

Ich beherzigte den Rat des erfahrenen Mannes und machte gar nicht erst den Versuch, mich zu überschlagen. Tatsächlich habe ich niemals mehr als 300 Etiketten am Tag gefaltet. Ich wurde auch niemals gedrängt oder angetrieben. Allerdings bekam ich täglich ein neues Paket in die Zelle geschoben. Das hatte zur Folge, dass ich nach 14 Tagen völlig zugebaut war und mich kaum noch bewegen konnte.

Und dann erschien der Hauptwachtmeister mal ohne den paketebringenden Kalfaktor. - Warum; das weiß ich nicht. Aber von diesem Tag an musste ich mir die sperrigen Kartons selber in die Zelle holen - und das war gut für mich.

Wenn ich aus meiner Zelle heraustrat, waren links von mir die Nachbarzellen. Rechts ging es zur Treppe, die ins Erdgeschoss führte. Vor dem Treppenabsatz zweigte auf der rechten Seite ein kurzer, breiter Gang ab, eine bessere Nische. An der Kopfseite befand sich hier ein großes vergittertes Fenster. Der Gang, der direkt neben meiner Zelle lag, war genauso lang wie diese - etwa drei Meter. Die Breite mochte wohl gut zwei Meter betragen. Hier gab es rechts und links hohe Stapel von genau jenen Kartons, die in meiner Zelle soviel Platz wegnahmen.

Ich ergriff einen Karton von der rechten Seite und schleppte ihn befehlsgemäß in meine Zelle. Nachdem ich wieder eingeschlossen war, öffnete ich mein Beutestück und ich verschnürte es gleich wieder. Ohne es zu wollen, hatte ich ein Paket erwischt, dessen Inhalt schon fertig bearbeitet war. Ich hätte mir eins von der anderen Seite nehmen müssen.

Ab sofort fand bei mir eine wundersame Leistungssteigerung statt. Ich konnte jetzt täglich 2000 ordentlich gefaltete Waschpulverschachteln abgeben - und einmal in der Woche sogar noch einen zusätzlichen Karton. Der zusätzliche war natürlich derjenige, den ich höchstpersönlich bearbeitet hatte. Die anderen waren Fundsachen; die ich "dem falschen Stapel entnahm.

In meiner Zelle wurde die Anzahl der lästigen Pakete zunehmend geringer, und meine innerzellarische Bewegungsfreiheit nahm zu. Und der Hauptwachtmeister sprach mit vor Wohlwollen tiefender, Stimme: „Siehgscht (Siehst) Jong, du lernscht es.“

Es wäre falsch, zu behaupten, ich hätte im Knast immer nur „schaffe“ müssen. Meine geistige Erbauung kam nämlich auch nicht zu kurz. Zu diesem Zweck wurde mir einmal pro Woche ein Buch ausgehändigt. Die meisten Exemplare waren so langweilig, dass ich sie nicht näher erwähnen möchte. Eines hat mich jedoch amüsiert. Es hieß „Herrmann Göring, der treue Paladin des Führers“ und enthielt für mich mehr unfreiwillige Komik, als der Autor ahnen konnte.

Im Oktober erlebte ich dann meinen ersten Bombenangriff hinter Gittern. Es war kein besonders schwerer Angriff, aber ich habe nie die Hilflosigkeit der Eingeschlossenen stärker empfunden, als bei jenem ersten Mal. Dabei brachte ich mich selbst durch meine Unerfahrenheit in unnötige Gefahr. Tatsächlich hat mich nur mein gesunder tiefer Schlaf vor dem Tod oder zumindest vor schweren Verletzungen gewahrt.

Der Schlaf war ein Stück Freiheit für mich. Im Schlaf war ich sowohl frei von Hunger als auch von der sonstigen Trostlosigkeit des Gefängnislebens. War ich erst einmal eingeschlafen, so schlief ich tief und fest. Angst oder Alpträume kannte ich nicht.

In dieser Oktoberbombennacht hatte ich plötzlich das Gefühl, mein Bett wäre ein Schiff. Es hob und senkte sich, als würde es von Wellen getragen. Das hätte durchaus angenehm sein können, wenn diese Bewegungen nicht durch Bomben entstanden wären - von Bomben, deren Einschläge noch nicht nah genug lagen, um mich zu wecken. Aber da war auch ein Poltern, Klappern und Schreien. Irgendwie gehörte das nicht hierher. Ich war, aber noch viel zu sehr vom Schlaf befangen, um diese Merkwürdigkeiten bewusst wahrzunehmen.

Bomben

Und dann war da ein gewaltiger Knall - direkt danach noch zwei Explosionen. Jetzt war ich hellwach. Über mir flog etwas durch die Zelle und krachte gegen die Tür. Staub und Mörtelstücke rieselten auf mich herab. Ich hörte Bomben pfeifen und einschlagen. Und jedesmal wurde das Haus geschüttelt - mal mehr und auch mal wenige,- je nachdem wie nahe die Einschläge lagen.

„Lasset' mie naus, hier!“ - schrie mein Nachbar und trommelte gegen die Zellentür. „Ich will hier net verrecke. Naus will i.“

Andere schrien auch, und was sie schrien, hörte sich genauso an. Die Panik war vollkommen.

Ich sprang blitzschnell aus dem Bett und eilte zur Tür. Dort stolperte ich über etwas, was da nicht hingehörte. Als ich den Gegenstand untersuchte, merkte ich, dass mein Zellenfenster hier lag.

Sonst lässt der Explosionsdruck alle Scheiben in einem gewissen Umkreis zerbersten. Mein Zellenfenster war jedoch heil geblieben. Der massive Rahmen aus schwerem Hartholz umschloss eine dicke drahtdurchwirkte Scheibe. Jetzt wies sie einige Risse auf - sonst nichts. Der Luftdruck hatte nicht die Scheibe zertrümmert, sondern das ganze Fenster herausgerissen und gegen die Tür geschleudert. Wäre ich so rechtzeitig aufgewacht wie die anderen Gefangenen, hätte ich dort gestanden. Ich wäre unausweichlich getroffen worden.

Später lernte ich, dass in solchen Situationen der sicherste Platz unter dem Fenster ist.

Hereingeschleuderte Gegenstände fliegen über einen hinweg. Damals wusste ich das noch nicht.

Ich rechnete damit, das Bombardement vielleicht nicht zu überleben. Meine Angst war entsprechend. Allerdings wollte ich nicht in schreiender Panik sterben“, das wäre „für einen Edelweisspiraten unwürdig gewesen. Epis (Edelweisspiraten) starben so lässig, wie sie gelebt hatten. Das war für uns eine Art Glaubensbekenntnis. Ich lehnte mich also mit dem Rücken gegen die Tür und wartete ab, was auf mich zukommen würde. In meiner Unerfahrenheit wählte ich so die dümmste und gefährlichste, aller möglichen Positionen. Trotz meiner guten Vorsätze hatte ich auch weiterhin Angst. Ich schlotterte in höchst unwürdiger Weise am ganzen Körper.

Glück

Nach einiger Zeit wurde nur klar, dass ich weiterleben durfte. Der Angriff war vorbei. Ich hatte mich so dumm angestellt, wie es ging. Aber manchmal haben auch Dummköpfe Glück.

Der 17. Oktober 1944 war ein Dienstag. Vorbei war er auch schon. Mein Abendessen gehörte bereits der Vergangenheit an, als ich, immer noch hungrig auf den Maschores wartete. Der sollte endlich kommen und mein Bett herunterlassen. Ich war jetzt müde.

Und dann kam er auch. Es war der Hauptwachtmeister persönlich, obwohl der eigentlich schon Feierabend hatte. Er trat aber nicht in die Zelle ein, sondern gab mir schweigend ein Zeichen mit der Hand. Ich sollte auf den Flur kommen. Komisch. Was das wohl wieder sollte? Bisher war sowas noch nie passiert.

Der Maschores faßte mich an den Oberarm und führte mich ins Erdg' schoß zum Hausvater.

„Hier isch dä Annere“, sagte er, als wir den Raum betraten.

Tönne war da und drei oder vier Maschores. „Das waren alle, die zur Zeit Dienst hatten. Auf dem Tisch stand unser Koffer, und dahinter saß der Hausvater. Heute sah er wie ein gutgelaunter „Alter Fritz“ aus - richtig wohlwollend. Die beiden Polizisten, die uns vor sechs Wochen verhaftet hatten, standen auch in der Gegend herum. Das war alles sehr merkwürdig.

„Heim, geht's,“ klärte mich der Unteretzte auf und begrüßte mich mit Handschlag.

Die Maschores grinsten mich leutselig an - auch der Hausvater.

„Unterschreibe muscht no“, sagte er dann und schob mir eine Liste zu.

Ich unterschrieb, dass ich meine vorstehend aufgezählten Besitztümer vollständig empfangen hätte. Für eine weitere Unterschrift handelte ich mir eine Ration Marschverpflegung ein - zwei komplette Kniften. Das waren zwei mal zwei zusammengeklappte Brotschnitten mit der gefängnisüblichen Gummiwurst.

Tönne war schon fleißig am Kauen. Der graublond Polizist erkundigte sich, ob ich noch mal zu fliehen gedächte. Dann müssten sie mich nämlich fesseln. Wenn ich aber mein Ehrenwort gäbe, dass ich keine Dummheiten beabsichtigte, würden sie uns soviel Freiheit wie möglich lassen.

Ich zögerte. Die Vorstellung, gefesselt durch die Stadt geführt zu werden, war ungemein reizvoll. Und auch im Zug wäre ich mir wie ein Stargefangener vorgekommen.

Wenn wir das später erzählen würden...

Tönne machte einen Strich durch die Rechnung meiner Phantasie.

„Klar, gibt Curry sein Ehrenwort. Und wenn nich', dann mach ich das für ihn. Wenn, er denkt, er kann wie Graf Koks vonne Gasfabrik durche Gebiete latschen und ich schlepp den' Koffer, dann is' er nämlich schief gewickelt. Von sowas hab ich keine Meinung.“

Die Maschores und Polizisten lachten amüsiert. „Also gut“, stimmten ich widerwillig zu; „Ich wer' nich' die Eisen zeigen. Ehrenwort.“

Unserem Aufbruch stand jetzt nichts mehr im Wege. Wir verabschiedeten uns händeschüttelnd von den Maschores. So übel waren die nicht gewesen. Wir wussten, dass es schlimmere gab.

Der Hausvater hatte was am Auge und wischte mit dem Handrücken darüber.

Tönne sagte mit vollem Mund: „Se brauchen aber nich' am wein'n fang'n, Herr Oberwachtmeister. Wir komm' ja vielleicht noch ma' wieder.“

Dann gingen wir mit den Polizisten auf die Straße hinaus - in den Vorhof der Freiheit.

„Du trägst den Koffer zuerst, Tönne“, bestimmte ich. „Das is', weil Du mit spachteln (essen) fertig bis'. Jetz' wer' ich mir ma' was hintere Kiemen schiem (schieben).“

Und dann verschlang ich gierig meine Marschverpflegung.